

Doenges, D.

Die Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit und ihre Bedeutung für die Moralerziehung.

INHALT

	Seite
1. Moralerziehung und Interaktionismus	1
2. Gegenüberstellung zweier Auffassungen des Interaktionismus	2
2.1 Der herkömmliche Interaktionismus	2
2.2 Grundlagen des "latent trait"-Ansatzes	4
2.3 Interaktionen im Rahmen des "latent trait"-Ansatzes	6
2.4 Kritik eines Versuches, Ehrlichkeit zu erfassen	12
2.5 Die Interpretation von Signifikanztests bei der Anwendung von "latent trait"-Modellen	15
3. Die Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit	18
3.1 Methodische Grundlagen	18
3.2 Annahmen der Fähigkeitskonzeption	22
3.3 Moralische Konsistenz aus der Sicht der Fähigkeitskonzeption	23
3.4 Grenzen der Fähigkeitskonzeption im Bereich des Moralverhaltens	26
Literatur	29

1. Moralerziehung und Interaktionismus

Eltern möchten, daß ihre heranwachsenden Kinder nicht hin und wieder, sondern stets das Eigentum anderer Mitbürger respektieren. Lehrer wünschen, ihre Schüler würden sich bei Leistungsprüfungen immer ehrlich verhalten und nicht nur, wenn es sich gerade ergibt. Für viele Bereiche des Lebens strebt die Moralerziehung ein Soll an, das durch eine hohe Konsistenz moralischer Entscheidungen gekennzeichnet ist.

In anderen Lebensbereichen sieht es zunächst so aus, als wäre aus der Sicht der Erzieher die Konsistenz nicht unbedingt erstrebenswert. Sie möchten, daß Kinder zwar eine Bereitschaft zu Hilfehandlungen zeigen, dämpfen aber diese Tendenzen, wenn für das Kind in der speziellen Situation Gefahren sichtbar werden. Sie versuchen, Heranwachsende nicht zum absoluten Verzicht, sondern zum gemäßigten und situationsgerechten Gebrauch von Genußmitteln zu bewegen. Diese Ausnahmen reichen aber nicht aus, um die Konsistenz-Regel des Moralverhaltens umzustößen, sie bestätigen sie nur innerhalb eng gezogener Grenzen wieder.

Menschen möchten sich konsistent verhalten und möchten meist auch, daß andere dies tun. Ob sie es können, ist eine zweite, für die Moralerziehung grundlegende Frage: Könnte man annehmen, daß stabile Charaktereigenschaften existieren, dann dienten diese sicher als Fundament für konsistentes Moralverhalten. Wenn andererseits Ähnlichkeiten zwischen moralischen Entscheidungssituationen ausgeprägt sind, dürfte eine Verallgemeinerung von Entscheidungstendenzen von einer Lebenslage zur nächsten oft in vorhersagbarer Art und Weise stattfinden.

Einer bekannten Konzeption der Persönlichkeit zufolge stellen derart fundierte Hoffnungen auf konsistentes Verhalten - in welchen Lebensbereichen auch immer - Relikte wissenschaftlicher Vergangenheit dar; wegen einer Vielzahl inter- und intraindividuelle Unterschiede und wegen der Variabilität von Situationen sei damit zu rechnen, daß das Verhalten von der jeweiligen Situation und dem momentanen Zustand des Organismus abhängt. Diese als Interaktionismus bekannte Konzeption bezieht somit eindeutig Stellung in bezug auf die Möglichkeiten,

konsistentes Moralverhalten zu erzeugen. Der Grad der Bestätigung des Interaktionismus als Theorie menschlichen Verhaltens scheint die Grenzen einer gezielten Moralerziehung klar anzudeuten.

2. Gegenüberstellung zweier Auffassungen des Interaktionismus

2.1 Der herkömmliche Interaktionismus

Die Vertreter des herkömmlichen Interaktionismus unterscheiden mindestens drei Konzeptionen des menschlichen Verhaltens, die als Grundlage der Persönlichkeitsforschung gedient haben (EKEHAMMAR 1974; ENDLER & MAGNUSSON 1976). Zum einen beschreiben sie eine personenzentrierte Konzeption, die von der Annahme ausgeht, daß Verhalten bzw. interindividuelle Verhaltensunterschiede lediglich eine Funktion der Varianz zwischen Personen ist: $\text{Behavior} = f(\text{Person})$.

Zum zweiten beschreiben sie eine situationistische Konzeption, die im Grunde die Daseinsberechtigung der Differentiellen Psychologie mit der Annahme weitgehend verneint, daß Verhalten nur als Funktion von Situationsmerkmalen variiert, d.h. daß $\text{Behavior} = f(\text{Situation})$ ist.

Das Hauptverdienst der Vertreter des Interaktionismus war die Verbreitung der Einstellung, daß sowohl situations- als auch personenzentrierte Konzeptionen für die Erfassung der Persönlichkeit zu restriktiv sind. Die eine Konzeption geht davon aus, daß die andere jeweils grundfalsch ist: Der Situationismus nimmt an, daß Personvarianz unerheblich und zufällig ist; die personenzentrierte Konzeption macht die gleiche Annahme in bezug auf Situationsvarianz. Der herkömmliche Interaktionismus kombiniert diese konträren Vorstellungen in einer Verhaltensgleichung, die die Form $\text{Behavior} = f(\text{Person}, \text{Situation})$ annimmt (EKEHAMMAR 1974). Die interaktionistische Konzeption ist also umfassender und - zumindest auf den ersten Blick - als Ausgangspunkt einer Persönlichkeitspsychologie auch angemessener. Im Vergleich zu den beiden restriktiveren Konzeptionen ist sie aber auch ausgesprochen schwer zu falsifizieren. Sie wird

nur in den Verhaltensbereichen unangemessen erscheinen, in denen sich Person- oder Situationsvarianzen zuverlässigerweise dem Null-Punkt annähern. Solche Ergebnisse sind jedoch lediglich in Untersuchungen zu erwarten, in denen Verhalten sehr eng begriffen und unter streng definierten und sorgfältig kontrollierten Bedingungen beobachtet wird, in Untersuchungen also, denen man allzu leicht mangelnde externe Validität vorwerfen kann.

Die Grundannahme des Interaktionismus liefert daher nicht nur eine umfassende, sondern auch eine plausible Perspektive für eine lebensnahe Persönlichkeitspsychologie. Sie wird aber von denen, die sich dem Interaktionismus verpflichtet fühlen, kaum so allgemein interpretiert, wie es zunächst den Anschein hat. Die Verhaltensgleichung wird von diesen Forschern durch die Aussage präzisiert, daß Verhaltensvarianz auf die Interaktion zwischen Personen und Situationen zurückzuführen ist. Das kann zweierlei bedeuten. Oft bezeichnen sie mit "Interaktion" eine der linearen Komponenten eines ANOVA-Modells; manchmal wird der Begriff verwendet, um auf eine Abhängigkeit verschiedener Situationsmerkmale von der Einwirkung des zu beobachtenden Individuums hinzuweisen. In diesem Zusammenhang unterscheidet man Interaktion (kausale Abhängigkeit in eine Richtung) von Transaktion (reziproke kausale Abhängigkeit) wobei letztere im Grunde als chronologisch geordnete Zusammenfassung von Interaktionen verstanden wird (PERVIN 1968).

Der größte Teil der Untersuchungen zur Stützung der interaktionistischen Konzeption baut auf der ersten dieser Auffassungen, auf dem ANOVA-Modell, auf, obwohl akzeptable Methoden zur Untersuchung transaktionaler Gesetzmäßigkeiten zur Verfügung stehen -(vgl. COOMBS, DAWES & TVERSKY 1970). Im Rahmen des ANOVA-Modells wird eine Schätzung der Varianzkomponenten angestrebt, die durch Situationen, Personen und die Interaktion zwischen diesen beiden Varianzquellen zustandekommt. Am weitesten verbreitet ist ein von ENDLER (1966) beschriebenes Modell, das als Varianzquellen (a) Personen, (b) Situationen, (c) Reaktionsdimensionen, (d) Person x Situation-Interaktionen, (e) Person x Reaktionsdimension-Interaktionen, (f) Situation x Reaktionsdimension-Interaktionen sowie (g)

die Tripel-Interaktion und Fehlervarianz zulässt.

Obwohl das Modell einige problematische Eigenschaften besitzt - die von Endler erwähnte Tatsache, daß ein multivariater Ansatz sicher geeigneter wäre, verdient Beachtung (vgl. auch EKEHAMMAR 1974) - scheint seine Interpretation geradlinig zu erfolgen:

"A comparatively high interindividual mean square should give some support to the personologist position, a comparatively high intersituational mean square should give some support to the situationist position, and a comparatively high interaction mean square should give some support to the interactionist position:" (EKEHAMMAR 1974, p: 1039)

Seit der ersten Formulierung dieses Ansatzes von ENDLER (1966) werden proportionale Anteile der Gesamtvarianz als unmittelbare Belege für die konkurrierenden theoretischen Konzeptionen zitiert. Die meisten Untersuchungen nach diesem Modell zeigen auch, daß Varianzanteile, die Interaktionen zugeschrieben werden, wesentlich höher sind als die Anteile, die von Personen oder Situationen stammen (vgl. den Überblick von EKEHAMMAR 1974; ENDLER & MAGNUSSON 1976), d.h. sie unterstützen eindeutig den interaktionistischen Standpunkt. Im großen und ganzen bleibt das Ergebnismuster das Gleiche für solch unterschiedliche Verhaltensbereiche wie Ängstlichkeit (ENDLER & HUNT 1966), Aggressivität (ENDLER & HUNT 1968), Freizeitverhaltens (BISHOP & WITT 1970) und Ehrlichkeit (NELSEN, GRINDER & MUTTERER 1969).

2.2 Grundlagen des "latent trait"-Ansatzes

Im gleichen Zeitraum, in dem der Interaktionismus methodisch und inhaltlich formuliert wurde, fand eine Reihe von Untersuchungen nach einem ANOVA-Modell statt, das dem von ENDLER (1966) im wesentlichen gleicht. Zweck dieser Untersuchungen war es nicht, irgendeine Konzeption der Persönlichkeit zu bestätigen oder zu widerlegen. Sie verfolgten vielmehr das Ziel einer konstruktiven Kritik der Meßmethoden, die zu jener Zeit in der Differentiellen Psychologie angewandt wurden.

FISKE (1963) reagierte auf die scharfe Kritik gegen gängige Meßmethoden mit der Feststellung, daß das "Idiosynkratische" im menschlichen Verhalten berücksichtigt werden müßte, wenn die Messung interindividueller Unterschiede gelingen sollte. Zum Zwecke der Erfassung der Auswirkungen idiosynkratischen Verhaltens auf die Ergebnisse von Fragebogen-Studien schlug er vor, die mit einem Fragebogen jeweils erzeugte Ergebnismatrix mit einem ANOVA-Verfahren zu überprüfen. Nach FISKE sollten Forscher schätzen, welche Varianzanteile der Ergebnismatrix jeweils auf den Einfluß von Versuchspersonen, Test-Items und der Interaktion zwischen Test-Item und Versuchsperson zurückzuführen sind. Vor dem Hintergrund des latent trait-Meßmodells von LOEVINGER (1947) behauptete er, daß Persönlichkeitstests in dem Maße als Meßinstrumente brauchbar sind, in dem Item-, aber vornehmlich Personvarianz maximiert und Interaktionsvarianz minimiert wird. Bei der Überprüfung einer beachtlichen Menge von Tests zur Erfassung von Persönlichkeitsmerkmalen mußte er jedoch feststellen, daß die Interaktionsvarianzen im Verhältnis zu Person- und Itemvarianzen bestürzend hoch waren (FISKE 1966).

Im Prinzip weichen die Daten aus FISKEs Untersuchung also nicht von den Befunden der Interaktionisten ab. Die Bewertung der Ergebnisse schlägt bei FISKE jedoch eine neue Richtung ein: Interaktionen werden nicht allein als eine häufig beobachtbare Folge der Konfrontation von Versuchspersonen mit besonderem Reizmaterial, sondern vornehmlich als Folge der inadäquaten Auswahl von Reizmaterial für die Untersuchungssituation angesehen.

Der Ausgangspunkt für diese vom Interaktionismus abweichenden Bewertung liegt im Wesen der "latent trait"-Modelle psychischer Eigenschaften. Sie gehen von der Annahme aus, daß viele Eigenschaften nicht unmittelbar beobachtet, sondern erst mittels der Konfrontation von Versuchspersonen mit ausgewählten Reizen erfaßt werden können. Diesem Ansatz zufolge existieren Eigenschaften nur als eine Menge funktionaler Reiz-Reaktionsbeziehungen, die vor und unabhängig von ihrer wissenschaftlichen Aufdeckung in der aus

Beobachtungen zusammengestellten Ergebnismatrix vorliegen. Allgemein werden als latente Eigenschaften Funktionen der Form $\text{Reaktion} = f(\text{Versuchsperson}, \text{Testreiz})$ anerkannt, wobei f monoton oder nicht monoton, diskret oder stetig sein kann.

Die Ähnlichkeit dieser Funktionsform mit der von den Interaktionisten vertretenen Verhaltensgleichung ist auffallend, der einzige Unterschied besteht in der Verwendung des Begriffes "Testreiz" anstelle der "Situation". Es ist aber fraglich, ob die beiden Begriffe streng voneinander unterschieden werden können. Im Bereich der Diagnostik des Sozialverhaltens, d.h. bei Versuchen zur Messung der Reaktionen auf soziale Situationen, werden sie deckungsgleich sein, da der Testreiz kaum anders als als soziale Situation bzw. Darstellung einer Situation konzipiert werden kann.

Es zeigt sich also, daß Modelle latenter Eigenschaften dieselbe formale Struktur haben wie die interaktionistische Verhaltensgleichung, und daß zumindest im Bereich des Sozialverhaltens die beiden Konzeptionen identisch sein könnten. Die Gegensätzlichkeit der beiden Ansätze liegt darin, daß die Verhaltensvarianz, die dem Interaktionismus als empirische Grundlage dient, genau diejenige ist, welche im "latent trait"-Modell unberücksichtigt bleibt. Einer gängigen Unterteilung von Meßmethoden zufolge (vgl. TORGERSON 1958) besteht für Interaktionisten jedoch kaum eine Alternative zu den "latent trait"-Modellen, da die Reizskalierung und die personorientierte Skalierung jeweils einer situationistischen bzw. der personorientierten Auffassung der Persönlichkeit entsprechen.

2.3 Interaktionen im Rahmen des "latent trait"-Ansatzes

Das allgemeine Modell einer latenten Eigenschaft kann sehr unterschiedlich spezifiziert werden. Man kennt Modelle, die eine deterministische Beziehung zwischen Personen und Testreizen postulieren (GUTTMAN 1944) und auch andere, die probabilistische Beziehungen voraussetzen (BIRNBAUM 1968; RASCH

1960). Darüber hinaus hat man Modelle für nichtmonotone Items konstruiert (BECHTEL 1968; SIXTL 1973). Allen Modellen gemeinsam ist, daß sie eine simultane Zuordnung von Reizbedingungen und Versuchspersonen zu einem latenten Kontinuum anstreben. Konkret heißt dies, daß (a) eine Menge von Versuchspersonen mit einer Menge von Reizbedingungen konfrontiert, (b) die Wahrscheinlichkeit einer Reaktion (z.B. richtige Antwort, Bejahung) errechnet und gemäß einer Modellannahme (z.B. gemäß der Verteilungsfunktion der Normal- oder Logit-Verteilung) transformiert und (c) aus den transformierten Wahrscheinlichkeiten ein Skalenwert für jede Reizbedingung und jede Versuchsperson errechnet wird.

Mit Hilfe eines illustrativen Beispiels soll verdeutlicht werden, welchen Stellenwert Interaktion im Rahmen eines "latent trait"-Modells haben. Es wird angenommen, daß ein Forscher sich für das Verhalten von Menschen in Versuchssituationen interessiert - insbesondere für das Verhalten Jugendlicher in Situationen, in denen suchtfördernde und deshalb gesetzlich verbotene Genußmittel angeboten bzw. verfügbar werden. Zur Erfassung dieses Phänomens wählt der Forscher den "latent trait"-Ansatz.

Als erstes konzipiert er Reizbedingungen, die sich - seiner Ansicht nach - im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit unterscheiden, mit der Jugendliche der Versuchung des Genusses suchtfördernder Mittel widerstehen können. In der Sprache der "latent trait"-Modelle sagt man, die Situationen (Testreize) sollen sich in bezug auf ihre Schwierigkeiten unterscheiden. Ferner nimmt der Forscher an, daß es eine latente Eigenschaft gibt, die als "Fähigkeit zur Ablehnung des Genusses suchtfördernder Drogen" bezeichnet werden kann. Sollte diese Annahme zutreffen, und bestehen tatsächlich Schwierigkeitsunterschiede zwischen den von ihm konstruierten Reizbedingungen, dann würde er erwarten, daß die Wahrscheinlichkeit einer Ablehnung der Drogen eine monoton wachsende Funktion der Ausprägung der genannten Fähigkeit bzw. eine monoton fallende Funktion der Schwierigkeit der Situation darstellt.

Der Forscher hätte z.B. überzeugt sein können, daß die Wahrscheinlichkeit der Versuchungswiderstehung im wesentlichen von der Strenge der Überwachung und der Härte der Konsequenzen abhängt, die ein Erzieher bei Übertretungen einsetzt. Ausgehend von der Annahme, daß unterschiedliche Abstufungen dieser Faktoren miteinander verbunden werden können, konzipiert der Forscher durch die vollständige Kombination dreier Überwachungsbedingungen (strenge, milde und keine Überwachung) mit drei Konsequenzbedingungen (strenge, milde und keine Konsequenzen) insgesamt neun Widerstehungssituationen. Seinen Überlegungen zufolge hängt die Schwierigkeit der Versuchungswiderstehung von der Strenge der Erziehung ab: Je strenger die Erziehungsmaßnahmen insgesamt ausfallen, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit der Widerstehung. Darüber hinaus wird angenommen, daß unterschiedliche Erziehungserfahrungen zu verschiedenen Ausprägungen der Fähigkeit der Versuchungswiderstehung bei Jugendlichen geführt haben.

Die Gesamtheit dieser Vorüberlegungen des Forschers lassen sich als Konzeption einer latenten Eigenschaft darstellen, wie sie in Abbildung 1 für lediglich drei Situationen veranschaulicht wird.

Hier etwa Abbildung 1 einfügen

In einem zweiten Schritt wird der Forscher in diesem Beispiel seine Vorstellungen vom latenten Kontinuum als überprüfbare Hypothese formulieren; durch eine Annahme über die Gültigkeit eines besonderen Meßmodells wird er entweder eine probabilistische oder eine deterministische Wahrscheinlichkeitsfunktion (vgl. Abbildung 1) postulieren. Schon an dieser Stelle wird eine Aussage über Interaktionen zwischen Situationen und Personen gemacht: Im Rahmen eines deterministischen Meßmodells z.B. bedeutet jede Interaktion eine Abweichung von der Modellannahme., bei einem probabilistischen Meßmodell dagegen wird eine gewisse Zufälligkeit der Reaktionen - und damit in begrenztem Maße auch Person x Situation Interaktion - vorausgesetzt.

Im vorliegenden Fall könnte der Forscher annehmen, daß Reaktionen der Versuchspersonen sich probabilistisch verteilen, z.B. gemäß der im Rasch-Modell postulierten logistischen Funktion. Den Modellannahmen zufolge wird eine Null-Hypothese formuliert, welche besagt, daß Abweichungen von der im Modell postulierten Verteilungsfunktion nicht systematisch und ausgeprägt, sondern zufällig und minimal sind.

Um diese Hypothese empirisch zu überprüfen, wird der Forscher in einem dritten Schritt eine Menge von lebensnahen Versuchungssituationen für Jugendliche konstruieren. Dabei werden alle Situationsvariablen außer dem Grad der Überwachung und der Härte der Konsequenzen konstant gehalten, bzw. - soweit wie möglich - nur zufällig variiert. Systematische Situationsvarianz wird nur durch die beiden Schwierigkeitsfaktoren erzeugt.

In einem vierten Schritt wird dann seine Hypothese mit Hilfe der systematisch konstruierten Situationen überprüft. Eine Überprüfung in vivo wäre nicht unmöglich aber doch mit erheblichen technischen und ethischen Schwierigkeiten verbunden. In einem frühen Stadium der empirischen Auseinandersetzung mit diesem Sachverhalt genügt möglicherweise schon eine einfache schriftliche oder akustische Darbietung der betreffenden Situationen mit der anschließenden Aufforderung an die Versuchspersonen, sie mögen in ein oder zwei kurzen Sätzen mitteilen, wie sie in der jeweiligen Situation reagieren würden.

Unabhängig vom Erhebungsmodus sind im Hinblick auf statistische Interaktionen drei empirische Ergebnisse denkbar:

Fall 1: Ausgeprägte Interaktionen liegen nicht vor. Interaktionen zwischen Personen und Situationen sind minimal und wohl auf Zufälle zurückzuführen. Die Interaktionsvarianz ist für den Gebrauch eines probabilistischen - im Gegensatz zu einem deterministischen - Meßmodells gerade hinreichend, und die Anpassungsprüfung liefert Ergebnisse, die dem Forscher die Richtigkeit seiner Konzeption bestätigen.

Fall 2: Eine bedeutende Interaktion zwischen Personen und Situationen liegt vor. Unter Umständen wird es möglich sein, eine Variable aufzudecken, welche die Interaktion "erklärt".

Illustrationshalber nehme man an, daß jede Versuchsperson jede Testsituation im Hinblick auf eigene Erfahrungen mit Erziehern interpretiert. Eine Teilstichprobe der Versuchspersonen "versteht" die Erziehungsmaßnahmen genau, wie der Forscher diese intendiert hat, d. h. sie versteht „strenge Erziehung“ als Hilfe und Stütze in Versuchssituationen und "milde" oder "keine Erziehung" als Bedingungen, welche die eigene Widerstandskraft schwächen. In einer anderen Teilstichprobe jedoch wird die Bedingung "strenge Erziehung" als Zustand einer interpersonellen Beziehung verstanden, die zur verstärkten Behauptung persönlicher Freiheiten herausfordert (vgl: HEILMAN 1976, HEILMAN & TOFFLER 1976). Da die Versuchungssituation Gelegenheit zur Freiheitsbehauptung bietet, entstehen Gegenreaktionen, die sich im Datensatz als geringe Wahrscheinlichkeit der Versuchungswiderstehung niederschlagen.

Sollte diese Reaktanz beispielsweise nur in der Personengruppe mit ausgeprägter Fähigkeit zur Versuchungswiderstehung auftreten, bei den Personen also, die situationsadäquate Handlungsnormen weitestgehend internalisiert haben, könnten situationsspezifisch die Wahrscheinlichkeiten der Versuchungswiderstehung von der Schar der postulierten logistischen Kurven abweichen. Im fiktiven Beispiel in Abbildung 2 erkennt man, daß der ReaktanzEffekt in der Bedingung "strenge Erziehung" ausgeprägter ist als in der Bedingung "milde Erziehung".

Hier etwa Abbildung ,2 einfügen

Bei der Überprüfung des Meßmodells zeigt sich also eine signifikante Abweichung von der postulierten Verteilungsfunktion. Entweder muß die Situation "strenge Erziehung" von der Menge der Testbedingungen entfernt

werden, oder der Forscher wird seine Vorstellungen vom latenten Kontinuum insgesamt verwerfen müssen.

Fall 3: Es liegt eine Störvariable vor, die in vollständig interaktiver Beziehung zur latenten Eigenschaft steht. Dieser Fall könnte im vorliegenden Beispiel eintreten, wenn jede Erziehungsbedingung zu einer spezifischen Ausprägung der Gegenreaktion bei allen Versuchspersonen führt, derart daß die Situationsschwierigkeit jeweils eine besondere Kombination von Erziehungsbedingungen und Gegenreaktionen abbildet. In diesem Falle könnte die Modellprüfung eine akzeptable Anpassung an die postulierte Verteilungsfunktion ergeben; die Reihenfolge der Situationen auf dem latenten Kontinuum würde aber u.U. den ursprünglichen Vorstellungen des Forschers widersprechen.

Insgesamt verdeutlicht dieses Beispiel die Tatsache, daß Interaktionen zwischen Personen und Situationen nur unter besonderen Bedingungen die Gültigkeit eines latent trait-Modells einschränken. Sind die Interaktionen unsystematisch und minimal, dann entsprechen sie einer probabilistischen Formulierung; sind sie annähernd vollständig, so zwingen sie vielleicht zu einer modifizierten Vorstellung des latenten Kontinuums, nicht aber zum Verzicht auf die Modellannahme.

Ausschlaggebend für die vorliegende Diskussion ist schließlich die Tatsache, daß keiner der oben angeführten Fälle der allgemeinen Verhaltensgleichung - Behavior = f (Person, Situation) - widerspricht. Aus der Perspektive des "latent trait"-Ansatzes werden Reiz-Reaktions-Zusammenhänge gesucht, die einen Rückschluß über die Meßbarkeit einer Eigenschaft erlauben. Nur in Fällen 1 und 3 ist die Meßbarkeit gegeben. Für die Vertreter des herkömmlichen Interaktionismus bilden dagegen Vorkommnisse wieder Fall 2, oben den Kern der Persönlichkeitspsychologie. Warum aber eine Teilwissenschaft, die sich der Beschreibung und Erklärung interindividueller Unterschiede verpflichtet, sich an empirisch nicht meßbaren Unterschieden orientieren soll, ist eine Frage, die der Interaktionismus in seiner herkömmlichen Form noch beantworten muß.

2.4 Kritik eines Versuches, Ehrlichkeit zu erfassen

Möglichkeiten und Grenzen einer Moralerziehung sind - wie eingangs erwähnt - unmittelbar mit der Frage nach der Konsistenz des Verhaltens verknüpft: Von einer "latent trait"-Perspektive wird behauptet, daß mangelnde Konsistenz des Verhaltens im allgemeinen ein meßtechnisches Problem und keine Grundregel des menschlichen Handelns darstellt. Gilt eine derartige Interpretation auch für empirische Ergebnisse, die zur Stützung der interaktionistischen Konzeption im Bereich des Moralverhaltens herangezogen wurden? Die Teilwiederholung der klassischen Untersuchung von HARTSHORNE & MAY (1928) durch NELSEN et al. (1969) bietet eine Grundlage für die Beantwortung dieser Frage.

Um einige methodische Fragen im Bereich der Ehrlichkeitsforschung zu beantworten, erhoben NELSEN et al. (1969) insgesamt sechs Maße für die Tendenz, einer Versuchung in Leistungssituationen zu widerstehen. Vier dieser Maße stammten direkt aus der Studie von HARTSHORNE & MAY (1928), nämlich der "multiple choice" (copying) Test, der "speed test", die "squares" und "circles" (peeping) Tests. Bei allen Tests wurde die Versuchsperson einer Situation ausgesetzt, in der sie durch unehrliches Verhalten ein hohes Leistungsniveau vortäuschen konnte.

NELSEN et al. (1969) konnten im wesentlichen die Befunde der früheren Studie bestätigen - jedenfalls im Rahmen der Einschränkungen, die BURTON (1963) geltend gemacht hat. Sie zeigten, daß die Interkorrelationen zwischen den sechs Maßen zu niedrig waren, um den Schluß auf ein eindimensionales Ehrlichkeitskonstrukt zuzulassen. An die Hauptkomponenten-Analyse anschließende ANOVA-Auswertungen lieferten das von ENDLER & HUNT (1966) schon bekannte Ergebnismuster. Je nach ANOVA-Typus und Skalierungsansatz wurde zwischen 60% und 70% der Gesamtvarianz in der Kombination von Fehler- und Interaktionsvarianzen wiedergefunden. Person- und Situationsvarianzen waren entsprechend klein. Selbst die Rohwertverteilungen schienen die Ausgangshypothese zu bestätigen (NELSEN et al. 1969, p. 269).

Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß diese Ergebnisse kaum überraschen können. Bei einigen Aufgabentypen z.B. bestand keine Möglichkeit der zuverlässigen Feststellung, welche Versuchspersonen der Versuchung der Unehrlichkeit unterlagen und welche nicht. In diesen Situationen wurde als Maß für die Widerstehung jede Leistung akzeptiert, die unter einem arbiträr festgelegten Maßstab blieb.

"Unreliability of resistance to temptation measures is enhanced by the difficulty of determining whether the subjects have transgressed. In the present study, this is particularly problematical with tasks such as speed, squares, and circles, since the transgression criterion for each is arbitrarily determined as some very improbable score. Hence, some transgressors may be classed as having resisted temptation. Such discrepancies will contribute error variance to the computations, especially those that are based upon dichotomous scales." (NELSON et al. 1969, p. 268)

Leistungsunterschiede wurden also nicht immer unabhängig von der Tendenz zur Widerstehung einer Versuchung beobachtet. Sollten diese zwei Variablen aber derart miteinander verschränkt sein, daß die Reihenfolge der Versuchspersonen auf der Leistungsdimension genau diejenige wiedergibt, die die Tendenz der Versuchungswiderstehung kennzeichnet, dann wäre es denkbar - aber noch nicht belegt -, daß eine eindimensionale Messung vorliegt. Dann wäre es im Grunde aber auch egal, ob die Autoren bei der Ergebnisinterpretation von Leistungshöhe oder von Ehrlichkeit gesprochen hätten. Eine solche Übereinstimmung ist indes sehr unwahrscheinlich, abgesehen von den extremsten Skalenbereichen.

NELSEN et al. (1969) sollte kein Vorwurf aus einer Unzulänglichkeit gemacht werden, die sie selbst formuliert haben. Dennoch fragt man sich: Hat es einen Sinn, die Eindimensionalität eines Konstrukts zu untersuchen, dessen "small band" Operationalisierungen bereits zweidimensional sind?

Weiterhin variierte der Prozentsatz der Versuchspersonen, die der Versuchung widerstehen konnten, über die sechs Aufgaben von 14% bis 76%, ein Ergebnis, das die Frage nach der Konstanz der Konsequenzen ehrlichen Verhaltens bzw. unehrlichen Verhaltens sofort aufwirft. In der Tat findet

man, daß die Konsequenzen für verschiedene Leistungen sehr unterschiedlich waren. Nach dem "ray gun"-Spiel wurden kleine Medaillons vergeben, auf denen die Schützenleistung des Kindes vermerkt wurde ("subjects were offered recognition in the form of marksman, sharpshooter and expert badges" (p. 272); im Mehrfachwahl-Test - bei dem im übrigen die Eindimensionalität der Maßzahlen ziemlich sicher zu sein scheint - wurde Versuchspersonen gesagt, daß "the names and scores of those who got 18 or more points would be posted on a colored 'top of the class' sheet and that the names of those who got less than 18 points would be posted on an smaller white sheet" (p. 267); bei dem "magic mirrors"-Test wurden kleine Schokoladenstücke für Überschreitungen eines Leistungsmaßstabes vergeben, der in Wirklichkeit nicht überschritten werden konnte; bei "squares" wurde dieselben Süßigkeiten für die Überschreitung eines arbiträr festgelegten Maßstabes angeboten; für hohe Leistungen im "circles"-Test, der "squares" im wesentlichen gleicht, waren keine Belohnungen vorgesehen: "The only temptation therefore, was that of surpassing the performance of an ambiguous referent" (p. 268); ein hohes Ergebnis im "speed"-Test sollte dagegen für die beste Klasse in der Stadt zu einer "Speed King Trophy" (p. 267) führen.

Die Auswirkungen solch unterschiedlicher Konsequenzen sind sicherlich zum Teil individual spezifisch (zumindest muß dies mangels einer funktionalen Analyse der Verstärkungswirkung angenommen werden). Hätten diese Forscher - vorausgesetzt, daß sie Ehrlichkeit eindimensional erfassen wollten - nicht Versuchsbedingungen und Leistungssituationen systematisch variieren müssen, statt unbegründete Kombinationen von Bedingungen einzusetzen? Die mit dem ANOVA-Modell analysierten Kennzahlen entstammen weder ausgewählt festen, noch annähernd randomisierten Experimentalbedingungen. Es sind Reizbedingungen, die schon vor und unabhängig von der Überprüfung einer Theorie der Ehrlichkeit allein für die Messung des Ehrlichkeitskonstruktes als suboptimal hätten erkannt werden müssen. Wenn es wirklich die Absicht

von NELSEN et al. war, ein Ehrlichkeitskonstrukt zu entwickeln, dann hätten sie ein Meßmodell präzisieren müssen, das auf der getroffenen Auswahl von Reizbedingungen aufbaut. Ein solches Modell wurde nicht erwähnt.

Die Ergebnisse von NELSEN et al. (1969) lassen keine zufriedenstellende Interpretation zu. Experimentalbedingungen, die eine Operationalisierung eines theoretischen Gegenstandes nicht zulassen, eignen sich kaum für die Überprüfung der betreffenden Theorie.

2.5 Die Interpretation von Signifikanztests bei der Anwendung von "latent trait"-Modellen

Der "latent trait"-Ansatz und der herkömmliche Interaktionismus gehen von entgegengesetzten Interpretationen der allgemeinen Verhaltensgleichung aus. Es zeigt sich, daß empirische Beobachtungen von beliebigen Interaktionen nicht ausschließlich zur Stützung der interaktionistischen Konzeption zitiert werden können. Läßt sich umgekehrt aus jedem Mißerfolg bei der Anwendung eines "latent trait"-Modells eine Bestätigung des herkömmlichen Interaktionismus ableiten?

Das Messen mit Hilfe eines Meßmodells einer latenten Eigenschaft hat immer den Charakter eines Experimentes (DOENGES & SCHELLER 1976). Die im jeweiligen Meßmodell postulierte Wahrscheinlichkeitsfunktion bietet die Grundlage für die Formulierung einer Null-Hypothese, die - wie in Abschnitt 2.3 bereits ausgeführt - besagt, daß Abweichungen von der Verteilung unsystematisch und zufällig sind. Brauchbare Meßmodelle sind u.a. dadurch gekennzeichnet, daß sie die Formulierung einer numerischen Testgröße für die Überprüfung dieser Hypothese erlauben. Im Falle des Rasch-Modells z.B. werden Person- und Itemparameter (bzw. Situationsparameter) aus beobachteten Wahrscheinlichkeiten berechnet. Nachdem die geschätzten Parameter zur Rückberechnung der Ausgangswahrscheinlichkeiten verwendet werden, können Ausgangs- und rückberechnete Wahrscheinlichkeiten zur Bildung einer Chi-Quadrat Testgröße herangezogen werden (WRIGHT & PANCHEPAKESAN 1969). Große Abweichungen von der postulierten

Verteilungsfunktion führen zu großen Chi-Quadrat-Werten; zufällige Abweichungen führen zu insignifikanten Test-Werten.

Wie mit anderen statistischen Testgrößen wird man auch hier vor der Datenanalyse Signifikanzniveaus festlegen. Dabei gilt im Falle der Überprüfung des Meßmodells, daß z.B. das 10%-Niveau eine stringentere Prüfung impliziert, als das 5%- oder das 1%-Niveau (vgl. ANDERSON, KEARNY & EVERETT 1968). Abweichungen, die das 1%-Niveau unterschreiten, sind wesentlich gravierender als die, die das 5%- oder 10%-Niveau erreichen. Abgesehen von diesem Unterschied zur üblichen Interpretation von Test-Werten - bei Mittelwertsunterschieden wäre 1% das konservativste der drei Maße - gelten alle Aussagen über Signifikanztests, die allgemein bekannt sind.

Es ist dem jeweiligen Forscher überlassen, das Signifikanzniveau zu bestimmen. Wenn die Kosten eines verfrühten oder unzulänglich begründeten Verwerfens der Null-Hypothese hoch und die zu erwartenden Gewinne der Annahme der Alternativ-Hypothese entsprechend gering eingeschätzt werden, soll der Wissenschaftler das liberalere Maß ansetzen.

Im Bereich der Moralerziehung ist diese Sachlage gegeben: Eine zu leichtfertige Verwerfung der Hypothese, daß z.B. Reaktionen auf Versuchungssituationen gesetzmäßig sind, würde die Entwicklung von möglicherweise bedeutungsvollen Interventionsoder Präventionsprogrammen hemmen. In frühen Stadien der Suche nach latenten Eigenschaften im Bereich des Moralverhaltens sollte deshalb liberalen Kriterien für Anpassungstests der Vorzug gegeben werden. Diese Forderung bedeutet, daß innerhalb des pragmatischen Ermessensspielraum eher der "latent trait"-Ansatz als die interaktionistische Konzeption favorisiert wird.

Wenn selbst liberale Anpassungskriterien nicht erfüllt werden, muß die Bewertung der Ergebnisse vorsichtig formuliert werden. Eine Null-Hypothese kann nicht mit dem Prädikat "bestätigt" - höchstens mit "gut bewährt" oder "schlecht bewährt" - versehen werden. Vom Anpassungstest her kann man also keinen Nachweis für die Existenz einer Eigenschaft erwarten. Es wird

lediglich eine Aussage über die Plausibilität der Hypothese getroffen.

Mangelnde Plausibilität der Null-Hypothese belegt ihrerseits keine Alternativ-Hypothese, da diese völlig unspezifisch ist (vgl: DOENGES & SCHELLER 1976). Während es für Interaktionisten wie ENDLER und MAGNUSSON üblich geworden ist, vom Nachweis erheblicher Interaktionsanteile an der Gesamtvarianz auf das Urteil "keine Gesetzmäßigkeiten" zu schließen, können spezifischere und deshalb auch konstruktivere Alternativ-Hypothesen formuliert werden, z.B.:

(1) Die inhaltliche Konzeption der Reizbedingungen war nicht sorgfältig genug; das postulierte Modell wird nicht verworfen, sondern anhand eines stringenter konzipierten Item-Pools erneut empirisch überprüft.

(2) Das postulierte Meßmodell wurde zu einfach konzipiert und muß durch Hinzunahme weiterer als der ursprünglich vorgesehenen Parameter differenzierter gestaltet werden.

(3) Das postulierte Meßmodell soll mit einem anderen Modell aus der gleichen Gruppe - man denke etwa an die Gesamtheit der Modelle für monotone Items - ersetzt werden; d.h. es soll eine andere Verteilungsfunktion überprüft werden.

(4) Das postulierte Modell besitzt Gültigkeit nur für eine leicht identifizierbare Teilstichprobe der relevanten Zielpopulation. Erst wenn weitere Bemühungen des Wissenschaftlers nach einer ursprünglich unzulänglichen Modellanpassung auch die Plausibilität dieser vier Alternativ-Hypothesen in Frage stellt, wäre die Schlußfolgerung gerechtfertigt, daß im Bereich der betreffenden Daten latente Gesetzmäßigkeiten höchstwahrscheinlich nicht vorliegen.¹⁾

¹⁾ Es bleibt natürlich auch die Möglichkeit, das Skalierungsergebnis auf einem niedrigeren Skalenniveau zu interpretieren, z.B. auf Ordinal- statt auf Intervallniveau: Der Begriff des latenten Kontinuums kann dann beibehalten werden, obwohl er weniger Information beinhaltet.

Eine Überprüfung der Studien der Interaktionisten im herkömmlichen Sinne zeigt, daß sich diese Autoren nicht um spezifische Alternativ-Hypothesen gekümmert haben. Reizbedingungen wurden vornehmlich aufgrund ihrer Heterogenität und nicht im Hinblick auf irgendeine Gesetzmäßigkeit gewählt; eine Revision des Itempools wegen hoher Interaktionen, wie FISKE (1963), LOEVINGER (1947) und andere diese fordern, wurde weder erwähnt noch in Betracht gezogen; von weiteren Möglichkeiten der wissenschaftlichen Bewältigung von hohen Interaktionen wurde kein Gebrauch gemacht. Es fragt sich, ob der herkömmliche Interaktionismus nicht treffender als unerledigte Aufgabe denn als wissenschaftliche Perspektive gekennzeichnet werden kann.

3. Die Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit

3.1 Methodische Grundlagen

Der "latent trait"-Ansatz bietet die Möglichkeit, den Eigenschaftsbegriff als Grundlage für die Beschreibung interindividueller Unterschiede beizubehalten, ohne dabei die Einseitigkeiten einer personorientierten Konzeption in Kauf zu nehmen. Die Konzeption von Eigenschaften als latente Eigenschaften ist umfassender und zugleich präziser als konkurrierende Vorstellungen; sie impliziert eine Akzentverschiebung in bezug auf traditionelle Gütekriterien psychologischer Meßverfahren, die für die Evaluation von Interventionsmaßnahmen von Bedeutung ist.

Die traditionell geforderte Stabilität von Meßwerten kann im Rahmen des "latent-trait"-Ansatzes nicht als die Forderung nach Test-Retest-Reliabilität interpretiert werden, da Veränderungen von Rohwerten als Funktion der Zeit oder infolge einer Intervention unabhängig von bestehenden Reiz-Reaktionsbeziehungen, nicht aber in Form einer stabilen Rangreihe von Versuchspersonen auf dem Eigenschaftskontinuum verlangt werden.

Diese Akzentverschiebung beseitigt weitestgehend das größte Hindernis zur Anwendung des Eigenschaftsbegriffes in der Interventionsforschung. Denn solange die zeitliche Stabilität von Meßwerten gefordert wurde, mußte man

sich mit der Feststellung zufrieden geben, daß die Effektivität von Interventionen hauptsächlich mittels untauglicher Meßverfahren belegt werden konnte.

Mit dem "latent trait"-Ansatz tritt anstelle dieser begrifflichen Inkompatibilität die Vorstellung, daß Parameter, welche die Ausprägung einer Eigenschaft von Personen kennzeichnen, durch Änderungsbedingungen oder im Laufe der Zeit (beliebig) linear transformiert werden können. Die Zuordnung von Personen zu Parametern spielt dabei keine Rolle, d.h. die Zusammensetzung der Gruppe von Versuchspersonen, die durch einen Parameter (Rohwert) gekennzeichnet wird, ist gleichgültig. Die Forderung nach Stabilität einer latenten Eigenschaft bedeutet lediglich, daß die Wahrscheinlichkeit einer beobachtbaren Reaktion sich zu einem beliebigen Meßzeitpunkt aus Person- und Situationsparametern ableiten läßt.

Hier wird ein weiteres, wesentliches Merkmal der "latent trait"-Modelle in den Vordergrund gerückt: Sie dienen der Vorhersage einer beobachtbaren Verhaltensweise unter klar definierten Reizbedingungen, wobei die Vorhersage stets als Wahrscheinlichkeit ausgedrückt wird. Die "latent trait"-Modelle haben daher sehr wenig mit Aussagen über das "Wesen" des Menschen zu tun, wie sie in der traditionellen personorientierten Konzeption gewöhnlich formuliert werden.

Obwohl Reaktionswahrscheinlichkeiten im engeren Sinne nicht gerade im Mittelpunkt der traditionellen Persönlichkeitspsychologie stehen, spricht nichts gegen die Vorstellung, sie könnten zur systematischen Kennzeichnung interindividueller Unterschiede verwendet werden. In diesem Sinne schrieb auch WALLACE (1966, p. 133)

"Rather than inferences about predisposition in terms of operative needs or traits, one can with equal justification assert that given individuals are simply either capable or incapable of certain responses."

Nach WALLACEs Vorstellungen könnte die Persönlichkeitspsychologie auf dem Begriff der Reaktionskapazität (response capability) aufbauen, und Unterschiede zwischen Menschen als Unterschiede in Umfang und Diversität des Verhaltensrepertoires ausdrücken.

Bis heute gibt es keine Anzeichen dafür, daß die Fähigkeitskonzeption von WALLACE (1966) weiterentwickelt wurde. Dies mag zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß Argumente gegen Wesensbeschreibungen und gegen die Meßinstrumente, auf denen sie aufbauten, erst im Rahmen einer klinischen Teildisziplin - die der verhaltenstheoretischen Diagnostik - eine breitere Anhängerschaft gefunden haben. Von Bedeutung in diesem Zusammenhang ist sicherlich auch die Unklarheit, die bis heute in bezug auf das Gesamtrepertoire menschlicher Fähigkeiten herrscht. Allein im Bereich kognitiver Fertigkeiten zeichnet sich keine Entwicklung ab, die zu einer Integration diverser Strukturmodelle und empirischer Befunde führen könnte (HORN 1976).

Die vorliegende Diskussion läßt darüber hinaus vermuten, daß der Fähigkeitskonzeption bislang eine ihr entsprechende Methodologie fehlte, eine Menge formalisierter Modelle, die verschiedenartige Beziehungen zwischen Reizbedingungen, Personmerkmalen und Reaktionskapazitäten postulieren. Dabei besteht eine auffallende Kompatibilität zwischen WALLACEs (1966) Vorstellung und den einzelnen Komponenten (Person- und Reizparameter sowie Reaktionswahrscheinlichkeiten) der "latent trait"-Modelle.

Da ist zum einen die Korrespondenz zwischen der gängigen Vorstellung, daß Fähigkeiten etwa durch Übungen gelernt und durch Übungsausfall verlernt werden können und der oben getroffenen Feststellung, daß eine Veränderung der Kennzahl einer Versuchsperson die Struktur einer latenten Eigenschaft nicht in Frage stellt. Fähigkeiten sind wegen der Prozesse des Lernens und des Vergessens im Grunde veränderliche Eigenschaften; latente Eigenschaften lassen personspezifische Veränderungen zu.

Zweitens werden Reizbedingungen von beiden Perspektiven in erster Linie unter dem Gesichtspunkt ihrer Auswirkungen auf die Reaktionswahrscheinlichkeit und nicht im Hinblick auf ihre Beschaffenheit "an sich" beurteilt. Sowohl bei der Anwendung von "latent trait"-Modellen als auch im Rahmen der Fähigkeitskonzeption genießt der "funktionale Reiz" (KENNY 1964) den Vorrang vor dem "nominal" vorhandenen Reiz. Ob die Messung einer latenten Eigenschaft oder die gezielte Steigerung einer Fähigkeit angestrebt wird, relevante Reizbedingungen werden zunächst aufgrund ihrer vermuteten Schwierigkeiten selektiert.

Diese Parallelen werden durch die Tatsache ergänzt, daß der im "latent trait"-Modell zentrale Begriff der Reaktionswahrscheinlichkeit als das Abbild der von WALLACE hervorgehobenen situationsspezifischen Reaktionskapazität aufgefaßt werden kann. Diese Interpretation setzt nur voraus, daß die Versuchspersonen den Aufforderungscharakter der Reizbedingungen begriffen und Fähigkeiten entsprechend dieser Aufforderung aktualisiert haben (vgl. WALLACE 1966).

Diese begrifflichen Übereinstimmungen führen zu der Überzeugung, daß die Fähigkeitskonzeption eine geeignete methodologische Grundlage in den "latent trait"-Modellen finden wird. Eine Vielzahl der Anwendungen von "latent trait"-Modellen im vergangenen Jahrzehnt weist in der Tat darauf hin, daß im Bereich der kognitiven Fähigkeiten bessere Anpassungen an "latent trait"-Modelle erwartet werden können, als im Datenbereich traditioneller Persönlichkeitsfragebögen (FISCHER 1974; MALY 1970). FISCHER (1974) vermutet im übrigen, daß die mäßigen Modellanpassungen bei Fragebogen-Items sowohl auf störende Antworttendenzen (Akquieszenz oder soziale Erwünschtheit) als auch auf die Wahl von Reaktionskategorien zurückzuführen sein könnte. Der Versuch, Reaktionskapazität zu erfassen, setzt klare Vorstellungen von Kriterien für die Klassifikation von Reaktionen voraus, und begünstigt somit die Chancen für zufriedenstellende Anpassungen an "latent trait"-Modelle.

Bei aller Parallelität der Perspektiven bilden die hier besprochenen Meßmodelle keine Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit (ihr Anwendungsbereich ist auch beachtlich größer als der der Fähigkeitskonstrukte). Die "latent trait"-Modelle spezifizieren aber mit wünschenswerter Detailliertheit wie Fähigkeiten sinnvoll operationalisiert werden können, und sie leihen der Meßbarkeit dieser Konstrukte den Status empirisch überprüfbarer Hypothesen.

3.2 Annahmen der Fähigkeitskonzeption

Ein knapper Umriß der Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit kann in Form dreier grundlegender Annahmen gegeben werden. Die erste dieser Annahmen ist eine differentiell psychologische, die besagt, daß wesentliche und relevante Verhaltensweisen des Menschen sich als Fähigkeiten oder Fähigkeitsunterschiede konzipieren lassen. Außer bei WALLACE (1966) findet man diese Annahme in der klinisch- und der pädagogisch-psychologischen Literatur zur sozialen Kompetenz (vgl. z.B. GOLDBERIE & D'ZURILLA 1969), in der Verhaltensprobleme in erster Linie als Kompetenz- bzw. Fähigkeitsdefizite interpretiert werden. Als Grundlage für eine Erklärung und Vorhersage des Verhaltens mag diese Interpretation etwas unbefriedigend sein, da das von der Norm abweichende Verhalten stets als das Ergebnis eines suboptimalen, aber nicht näher oder höchstens post hoc spezifizierten Lernprozesses gedeutet wird. Die Bedeutung dieser ersten Annahme darf jedoch nicht unterschätzt werden: Sie beinhaltet eine Definition des Verhaltens schlechthin und begrenzt somit von vornherein die Art theoretischer und praktischer Aussagen, die im Rahmen dieser Konzeption formuliert werden können (vgl. WESTMEYER 1973 zu den Folgen von Verhaltenskonzeptionen).

Die zweite Grundannahme der Fähigkeitskonzeption ist die, daß Reaktionswahrscheinlichkeiten mittels Kenntnis über das Fähigkeitsrepertoire und funktionale Aspekte der Umwelt erklärt und vorhergesagt werden können. Dies besagt u.a., daß weitere Konstrukte, wie z.B. Motivzustände oder Einstellungen, eine untergeordnete Rolle spielen. Die Fähigkeitskonzeption geht davon aus, daß derartige Konstrukte in den

funktionalen Reiz-Reaktionsbeziehungen mit berücksichtigt werden - wenn auch zum Teil nur als Zufallerscheinungen.

Während die erste Annahme der Fähigkeitskonzeption heute als pragmatisch sinnvoll und die zweite als empirisch plausibel (FISCHER 1974) angesehen werden kann, baut vieles auf einer dritten Annahme auf, die noch untersucht werden muß, nämlich der Annahme, daß Fähigkeiten hierarchisch geordnet sind: Das Potential der Fähigkeitskonzeption zur Erweiterung des eigenen Geltungsbereiches ist auf das Engste mit dieser Annahme verknüpft. Es ist zur Zeit ohne weiteres möglich, wichtige Zielreaktionen (im allgemeinsten Sinne), z.B. des Berufslebens, als die Manifestation des simultanen Einsatzes von mehreren Fähigkeiten - sozial kognitiv oder motorisch - zu konzipieren. Ob es in Zukunft gelingen wird, Fähigkeiten zu explizieren, auf die längerfristige Entwicklungsveränderungen angewiesen sind - z.B. die Fähigkeit, eigene Defizite zu erkennen und die Bedingungen ihrer Ausgleichung herzustellen - bleibt vorläufig ungeklärt.

3.3 Moralische Konsistenz aus der Sicht der Fähigkeitskonzeption

Die wesentlichen Ergebnisse der vorliegenden Diskussion lassen sich wie folgt zusammenfassen: Dem Wunsch vieler Erzieher nach einem konsistenten Moralverhalten steht eine interaktionistische Auffassung der menschlichen Persönlichkeit gegenüber, die eine unsystematische Situationspezifität des Verhaltens postuliert. Es stellt sich aber heraus, daß der gegenwärtig vertretene Interaktionismus eine wissenschaftlich wenig ergiebige Sonderform der interaktionistischen Perspektiven darstellt. Im Rahmen des "latent trait"-Ansatzes wurden Vorstellungen von Interaktionen präzisiert und ein Eigenschaftsbegriff expliziert, der Person- und Situationsvarianz enthält: Schließlich wurde ein hoher Grad der Kompatibilität zwischen "latent trait"-Modellen und einer Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit festgestellt, die sich durch drei Annahmen auszeichnet.

Welche Aussagen können nun aus der Sicht der Fähigkeitskonzeption über die Konsistenz moralischen Verhaltens allgemein und Möglichkeiten der Erziehung zum konsistenten Moralverhalten insbesondere formuliert werden?

Von allgemeiner Bedeutung sind zunächst zwei Feststellungen. Die Fähigkeitskonzeption weist darauf hin, daß die Grenzen der Konsistenz durch das individuelle Profil von Fähigkeiten gezeichnet werden. Wenn die Schwierigkeit einer Situation die individuelle Ausprägung spezifischer moralischer Fähigkeiten übersteigt - etwa die Fähigkeit der Versuchung zu widerstehen, wenn suchtfördernde Genußmittel angeboten werden - werden Reaktionen eintreten, die sich bei geringeren Schwierigkeitsgraden nicht beobachten ließen. Das Individuum wird sich inkonsistent verhalten. Inkonsistenzen im Sinne des herkömmlichen Interaktionismus werden jedoch in erheblichem Umfang nicht auftreten, solange die betreffenden Entscheidungssituationen hohe Ähnlichkeit mit denen aufweisen, die als Elemente eines latenten Fähigkeitskonstruktes gelten.

Zum zweiten bietet die Fähigkeitskonzeption die Möglichkeit, Aussagen über die Konsistenz des Moralverhaltens im Rahmen längerfristiger Entwicklungen zu formulieren. Sie weist darauf hin, daß Verhaltensänderungen zunächst auf dem Wege der Reizgeneralisierung von weniger schwierigen zu schwierigeren Entscheidungssituationen (oder im Falle des Vergessens, in umgekehrter Richtung) stattfinden werden. Intra- und interindividuelle Variabilität im moralischen Verhalten wird aus der Fähigkeitsperspektive sogar erwartet, vor allem dann, wenn die Bedingungen des Lernens verändert werden. Inkonsistenz läßt sich in diesem Zusammenhang nur als eine im Lernprozeß zustandegekommene Wechselwirkung zwischen Situation und Personen definieren.

Man sieht also, daß konsistentes Moralverhalten im Geltungsbereich der Fähigkeitskonzeption keineswegs einem unveränderlichen Moralverhalten gleichzusetzen ist. Nicht eine mehr oder minder stete Moral, sondern eine durch Lernbedingungen beeinflussbare Fähigkeit, sich moralisch zu verhalten, wird dem Menschen zugeschrieben.

Um Implikationen der Fähigkeitskonzeption für die Moralerziehung nachzuzeichnen, scheint es angebracht, das Beispiel der Versuchungswiderstehung wieder einmal aufzugreifen. Man stelle sich etwa vor, ein Psychologe erhält den Interventionsauftrag, das Verhalten von Jugendlichen in bezug auf suchtfördernde Genußmittel korrektiv zu steuern und zu stabilisieren. Unabhängig von einer Persönlichkeitskonzeption stehen dem Psychologen mehrere Interventionsprogramme zur Verfügung; möglicherweise würde dem Verfahren zur Steigerung der Selbstkontrolle (HARTIG 1973) der Vorzug gegeben werden.

Das Arbeitsmodell der Selbstkontrolle (KANFER 1975) bietet die Möglichkeit, den Interventionsansatz bei den Reaktionen der Selbstbeobachtung, der Generierung von adäquaten Normen, des ständigen Vergleichens von Verhalten mit Normen und der leistungsgerechten Selbstverstärkung - oder bei einer Kombination dieser Reaktionen - zu suchen. Welche Beitrag könnte die Fähigkeitskonzeption leisten, um dieses sicher sehr flexible Änderungsmodell effektiver zu gestalten? Wie könnte sie die Palette therapeutischer Möglichkeiten ergänzen?

Da die Grundlagenforschung in diesem speziellen Bereich sehr lückenhaft ist, kann z.Z. keine Aussage über strukturelle Zusammenhänge zwischen den im Arbeitsmodell postulierten Reaktionen (Teil-Fähigkeiten) gemacht werden. Denkbar sind konjunktive, disjunktive oder sogar kompensatorische Einflüsse (vgl. COOMBS 1964) auf die Wahrscheinlichkeit, daß die Person in der besonderen Situation die Kontrolle über sich selbst behält und der Versuchung der Genußmittel widersteht.

Mangels dieser Kenntnisse wird die Fähigkeitskonzeption erst anwendbar, wenn die Reaktion der Versuchungswiderstehung bereits eine gewisse Wahrscheinlichkeit angenommen hat, und wenn die Frage nach Richtung und Umfang der Generalisierung dieser Reaktion beantwortet worden ist. Von der Konstruktion einer latenten Fähigkeitsdimension erwartet man eine genaue Aussage über die verschiedenen Komponenten der Situationsschwierigkeit, deren Kombination eine sorgfältig organisierte, stufenweise Progression auf einem eindimensionalen Kontinuum ermöglichen würde. Die Dimensionskonstruktion würde u.U. auch eine Messung des therapeutischen Fortschritts auf einem beachtlichen Skalenniveau ermöglichen.

Inwieweit der auf diese Weise gemessene Fortschritt auch in die Breite geht, d.h. inwiefern eine Generalisierung auf weitere Dimensionen nötig sein wird, um den therapeutischen Erfolg zu sichern, hängt von dem Aufwand ab, mit dem die Operationalisierung der Änderungsdimension vorangetrieben wurde. Im Idealfall hätte man versucht, eine Änderungsdimension (ein interpersonelles Konstrukt, das unabhängig vom Einzelfall expliziert werden muß) mit optimaler Bandbreite zu konstruieren. Ein Optimum wird durch die Erhöhung der Zahl der Situationsmerkmale erreicht, die sich additiv auf die Wahrscheinlichkeit der Versuchungswiderstehung auswirken: Zu erwartende erzieherische Sanktionen im allgemeinsten Sinne, der Grad des Druckes auf den eigenen Reihen und die Stringenz der Überwachung sind Beispiele von Merkmalen, die die Widerstehungswahrscheinlichkeit beeinflussen können. Je mehr dieser Merkmale sich additiv verknüpfen lassen, ohne bedeutsame Person x Situation-Interaktionen zu erzeugen, desto ausgeprägter wird die Bandbreite der latenten Fähigkeitsdimension sein. Dort, wo die obere Grenze der Möglichkeiten der Kombination von Situationsmerkmalen erkennbar wird, muß mit der Explikation weiterer Dimensionen begonnen werden.

Bis heute ist nicht klar, welche Dimensionalität diese oder andere Fähigkeitsdimensionen im Rahmen der Moralerziehung kennzeichnet. Doch unabhängig von diesem Fragenkomplex läßt sich behaupten, daß der potentielle Nutzen der Fähigkeitskonzeption für die Moralerziehung (a) in der Erläuterung des strukturellen Aufbaus von moralischen Fähigkeiten, (b) in der Festlegung eines "Generalisierungsfahrplans" für den Änderungsprozeß und (c) in der Erstellung der für die Änderungskontrolle erforderlichen Meßstrukturen liegt. Letztere hätten im übrigen die hohen Validitäten, die von verhaltensnahen Instrumenten allgemein erwartet werden (GOLDFRIED & KENT 1972), da das Situationsmerkmal für die Generalisierungsübungen und das Testmaterial demselben Fähigkeitskonstrukt entstammt.

3.4 Grenzen der Fähigkeitskonzeption im Bereich des Moralverhaltens

Wenn der Mensch alles lernen könnte, was sich als soziale Fähigkeit explizieren läßt, jedenfalls innerhalb der Grenzen individueller

Geisteskapazität, wäre das Potential der Fähigkeitskonzeption für die Anregung und Steuerung von Änderungsprozessen in der Tat riesig. Doch die Vielzahl denkbarer Lern- und Generalisierungsmöglichkeiten gibt auch Anlaß zu kritischem Nachdenken. An welcher Stelle wird Erwerb und Verallgemeinerung moralischer Fähigkeiten gleichbedeutend mit manierterter Inflexibilität in Lebenslagen, die eine Wissenschaft der Moralerziehung nicht konstruiert oder erkannt hat? In wievielen Lebensbereichen wird man davon ausgehen können, daß die moralische Überlegenheit des Wissenschaftlers es ihm erlaubt, "die" Zielreaktion zu definieren, deren Auftrittswahrscheinlichkeit gesteuert werden soll?

Aus der hier vertretenen Perspektive werden die Gefahren unerwünschter Nebenwirkungen bereits bei der Explikation der jeweiligen Fähigkeit klare Konturen annehmen. Das Abstecken eines genauen Rahmens für die (Ziel-)Reaktionsgeneralisierung ist gewiß kein schlechter Ausgangspunkt für die Einschätzung solcher Gefahren. Aber selbst die Erkenntnis, daß sie heraufbeschwört werden, bedeutet nicht ohne weiteres, daß eine Abkehr von der Fähigkeitskonzeption indiziert wäre.

Zur Zeit wird eine latente Fähigkeit zur Bewältigung sozialer Beeinflussungsversuche expliziert und empirisch untersucht (DOENGES, in Vorbereitung). Dabei wird eine Zielreaktion definiert, die eine flexible Handhabung der Normstrukturen zweier Interaktionspartner begünstigen soll. Diesem Fähigkeitskonstrukt zufolge bedeutet Konsistenz u.a. die ständige Bereitschaft zur Integration eigener normativer Überzeugungen mit denen anderer Menschen - gewiß keine Haltung, die als moralische Starrheit gedeutet werden könnte, aber auch eine, die sich deutlich von einer übersteigerten Anpassungsbereitschaft absetzt.

Die Operationalisierung von Konstrukten wie diesem weist auf das Potential der Fähigkeitskonzeption hin, den Übergang zu schaffen von der Fähigkeit, das "Richtige" zu tun, zu den Fähigkeiten, die es uns ermöglichen, das "Richtige" festzustellen.

Auf die Grenzen der Fähigkeitskonzeption wird die Forschung zur Moralerziehung wahrscheinlich in einem anderen Bereich stossen, nämlich in bezug auf die Stichprobenabhängigkeit von Fähigkeitsstrukturen bzw. stichprobenbedingte Strukturveränderungen infolge gezielter Interventionen. Derartige Abhängigkeiten werden zur Varianzaufklärung mittels Personmerkmalen zwingen, die mit der Fähigkeitskonzeption und ihrer Situationsorientierung wenig gemein haben; Variablen des kognitiven Stils oder klassische Einstellungsmaße (vgl. MONTADA 1978) werden wahrscheinlich den zuverlässigsten Beitrag leisten.

Interessanterweise legt der "latent trait"-Ansatz - Grundlage der hier vorgetragenen Kritik gegen den Interaktionismus - weder eine Fähigkeitskonzeption noch eine Dispositionskonzeption nahe, wenn es um die Frage geht, wie statistische Interaktionen bewältigt werden können. Die Wahl einer der beiden Alternativen belegt lediglich eine Präferenz für die Überprüfung einer der im Abschnitt 2.5 diskutierten Alternativ-Hypothesen in dem Falle, daß latente Strukturen nicht erkennbar werden. Damit wird klar, daß die Fähigkeitskonzeption der Persönlichkeit nur eine der Alternativen darstellt, die einem interaktionistischen Pessimismus im Bereich des Moralverhaltens entgegengesetzt werden kann.

LITERATUR

- ANDERSON, J., KEARNEY, G.E. & EVERETT, A.V. 1968. An evaluation of Rasch's structural model for test items. *Journal of Mathematical and Statistical Psychology* 21, 231-238.
- BECHTEL, G.G. 1968. Folded and unfolded scaling from preferential paired comparisons.- *Journal of Mathematical Psychology* 5, 333-357.
- BIRNBAUM, A. 1968. Some latent trait -models .and their use in inferring an examinee's ability. In: LORD, F.M. & NOVICK, M.R. (Ed.) *Statistical theories of mental test scores*. Reading, Mass.: Addison-Wesley. p. 397-479.
- BISHOP, D.W. & WITT, P.A. 1970. Sources of behavioral variance during leisure time. *Journal of Personality and Social Psychology* 16, 352-360.
- BURTON, R.V. 1963. The generality of honesty reconsidered. *Psychological Review* 70, 481-499.
- COOMBS, C.H. 1964. *Theory of data*. New York: Wiley. COOMBS, C.H., DAWES, R.M. & TVERSKY, A. 1970. *Mathematical Psychology: An elementary introduction*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice Hall.
- DOENGES, D.I. *Soziale Autonomie, Konformität und Konterkonformität: Ein Diskurs-Modell der Reaktion auf soziale Beeinflussung*. Trier: FB I - Psychologie der Universität Trier -(Dissertation in Vorbereitung).
- DOENGES, D.I. & SCHELLER, R. 1976. Scaling Rorschach responses with the one-dimensional Rasch model. *Psychologische Beiträge* 18, 390-409.
- EKEHAMMAR, B. 1974. Interactionism in personality from a historical perspective. *Psychological Bulletin* 81, 10261048.
- ENDLER, N.S. 1966. Estimating variance components from mean squares for random and mixed-effects analysis of variance models. *Perceptual and Motor Skills* 22, 559-570.
- ENDLER, N.S. & HUNT, J.McV. 1966. Sources of behavioral variance as measured by the S-R Inventory of Anxiousness. *Psychological Bulletin* 65, 336-346.

- ENDLER, N.S. & HUNT, J.McV: 1968. S-R inventories of hostility and comparisons of the proportions of variance from persons, responses, and situations for hostility and anxiousness. *Journal of Personality and Social Psychology* 9, 309-315.
- ENDLER, N.S. & MAGNUSSON, D. 1976. Toward an interactional psychology of personality. *Psychological Bulletin* 83, 956-974.
- FISCHER, G. 1974. Einführung in die Theorie psychologischer Tests. Bern: Huber.
- FISKE, D.W. 1963. Homogeneity and variation in measuring personality. *American Psychologist* 18, 643-652.
- FISKE, D.W. 1966. Some hypotheses concerning test adequacy. *Educational and Psychological Measurement* 26, 69-88.
- GOLDFRIED, M.R. & D'ZURILLA, T.J. 1969. A behavior-analytic model for assessment competence. In: SPIELBERGER, C.D. (Ed.) *Current topics in clinical and community psychology*. New York: Academic Press, p. 151-196.
- GOLDFRIED, M.R. & KENT, R.N. 1972. Traditional versus behavioral personality assessment. *Psychological Bulletin* 77, 409-420.
- GUTTMAN, L. 1944. A basis for scaling qualitative data. *American Sociological Review* 7, 862-369.
- HARTIG, M. 1973. Selbstkontrolle. (=Fortschritte der Klinischen Psychologie, Nr. 4) München: Urban & Schwarzenberg.
- HARTSHORNE, H. & MAY, M.A. 1928: *Studies in the nature of character*. Vol. 1. *Studies in deceit*. New York: Macmillan.
- HEILMAN, M.E. 1976. Oppositional behavior as a function of influence attempt intensity and retaliation threat. *Journal of Experimental Social Psychology* 33, 574-578.
- HEILMAN, M.E. & TOFFLER, B.L. 1976. Reacting to reactance: An interpersonal interpretation of the need for freedom. *Journal of Experimental and Social Psychology* 12, 519-529.
- HORN, J.L. 1976. Human abilities: A review of research and theory in the early 1970s. *Annual Review of Psychology* 27, 437-485.
- KANFER, F.H. 1975. Self-management methods. In: KANFER, F.H. & GOLDSTEIN, A.P. (Ed.) *Helping people change*. New York: Pergamon Press, p. 309-355.

- KENNY, D.T. 1964: Stimulus functions in projective techniques. Progress in Experimental Personality Research 1, 285-354. LOEVINGER, J: 1947. A systematic approach to the construction and evaluation of tests of ability. Psychological Monographs 61 Nr. 4.
- Maly, J: 1970. Anwendung eines probabilistischen Testmodells zur Analyse von Persönlichkeitsfragebogen: Psychologische Beiträge 12, 97-104.
- MONTADA, L. 1978. Moralerziehung und die Konsistenzproblematik in der differentiellen Psychologie: Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 3.
- NELSEN, E.A., GRINDER, R.E. & MUTTERER, M.L. 1969. Sources of variance in behavioral measures of honesty in temptation situations: Methodological analyses. Developmental Psychology 1, 263-279.
- PERVIN, L.A. 1968. Performance and satisfaction as a function of individual-environment fit. Psychological Bulletin 69, 56-68.
- RASCH, G. 1960. Probabilistic models for some intelligence and attainment tests. Kopenhagen: Pädagogisches Institut.
- SIXTL, F. 1973. Probabilistic unfolding. Psychometrika 38, 235-248.
- TORGERSON, W.S. 1958. Theory and methods of scaling. New York: Wiley.
- WALLACE, J. 1966. An abilities conception of personality: Some implications for personality measurement. American Psychologist 21, 132-138.
- WESTMEYER, H. 1973. Kritik der psychologischen Unvernunft. Stuttgart: Kohlhammer.
- WRIGHT, B.D. & PANCHAPAKESAN, N. 1969. A procedure for samplefree item analysis. Educational and Psychological Measurement 29, 23-48.

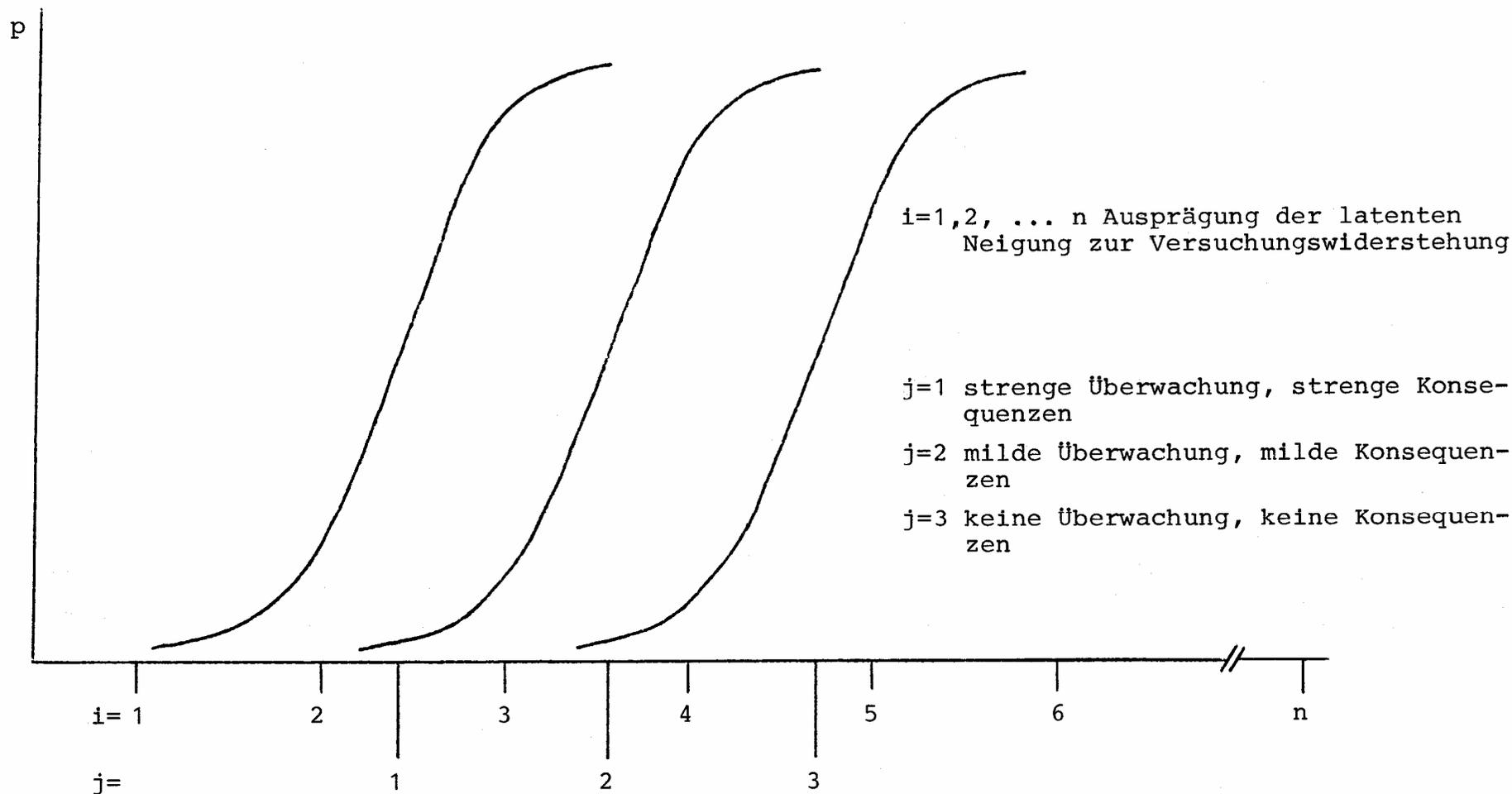


Abb.1: Postulierte Wahrscheinlichkeit p einer Versuchungswiderstehung in Abhängigkeit von drei Bedingungskombinationen $j=1, 2, 3$ und von der latenten Ausprägung i der Neigung zur Versuchungswiderstehung

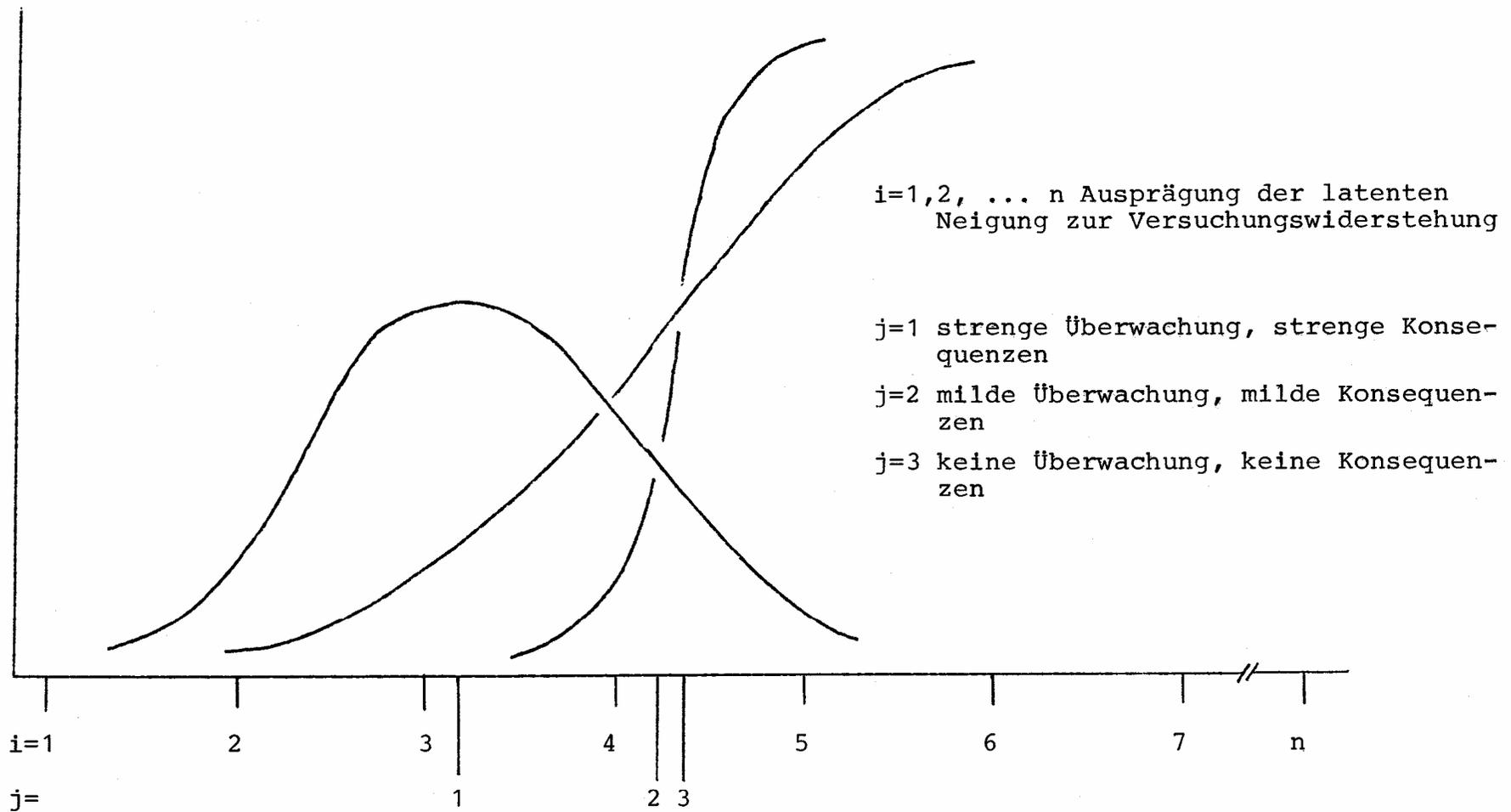


Abb.2: Empirische Wahrscheinlichkeit p einer Versuchungswiderstehung beim Vorliegen einer Interaktion zwischen der Neigung zur Versuchungswiderstehung und situativen Bedingungen

Bisher erschienene Arbeiten dieser Reihe

MONTADA, L. 1978. Schuld als Schicksal? Zur Psychologie des Erlebens moralischer Verantwortung. Trier: Berichte aus der Arbeitsgruppe "Verantwortung, Gerechtigkeit, Moral" Nr. 1.

Andernorts publizierte Arbeiten aus dieser Arbeitsgruppe

MONTADA, L. 1977. Moralisches Verhalten: Zn: HERRMANN, T., HOFSTÄTTER, P.R., HUBER, H. & WEINERT, F.E. (Ed.) Handbuch psychologischer Grundbegriffe. München: Kösel. p. 289-296.